

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Lemke, Hermann: Ferdinand von Schill. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

Endlich kam man bis auf den Schloßtreppentlehrer hinab, der täglich achtzig Pfennige Lohn erhielt.

Hier — hieß es — muß gespart werden.

Der arme Schelm wurde geholt und man bedeutete ihm, daß er sich zum Wohle des Ganzen in Zukunft mit einem Taglohn von sechzig Pfennigen werde begnügen müssen.

Der Treppentlehrer schüttelte den Kopf und sagte: „Gnädige Herren! ich kehre nun schon seit dreißig Jahren die Treppen des Schlosses und die Kanzlei des Rates; ich habe während dieser Zeit manchen Unrat hinausgehrt und dabei die Erfahrung gemacht, daß man — wenn man ein Haus sauber haben will — immer von oben bis zum untersten kehren muß. Hätte ich aber so, wie Sie, gnädige Herren! von unten angefangen, so hätte ich den Unrat nie aus dem Hause gebracht, und das Haus wäre im letzten Jahre schmutziger gewesen, als im ersten.“

Die Herren sahen einander verdutzt an.

Der Graf lächelte und sagte zum Treppentlehrer: „Beruhige dich! ich werde dir von deinem kargen Lohn nichts abzwacken. Ich will von oben zu sparen anfangen!“

### Ferdinand von Schill.

Erzählung von Hermann Lemke.



in Träumer ist er sein ganzes Leben gewesen. Schon sein Vater hatte das erkannt und hielt darum als alter Soldat und kühner Partei-

gänger nicht viel von dem Knaben, und so bekümmerte er sich auch nicht viel um die Erziehung des Sohnes, so daß sich der junge Schill später bitter darüber beklagt hat.

Was konnte Schill dafür, daß er ein Träumer war und die Welt mit andern Augen ansah, als sonst die Menschen zu tun pflegen? Ja, gerade ein Träumer

war nötig, um das zu wagen, was er wagte; ein kühl erwägender Verstand hätte es nicht unternommen, das Volk aufzurütteln und sich als vorgehobenen Posten dem sichern Tode preiszugeben.

Nicht erst unser Held hat die Familie Schill aus dem Dunkel der Geschichte gehoben; schon sein Vater Johann Georg von Schill war ein bekannter Reiterführer, der sich in österreichischen Diensten unter Maria Theresia viele Kriegslorbeeren erworben hatte, dann aber in sächsische Dienste übertrat und dort den Rang eines Obersten erhielt. 1772 nahm er seinen Abschied und lebte mit seiner Gemahlin, einer geborenen von Traglau, auf seinem Gute Wilmsdorf bei Dresden. Aber das ruhige Leben auf dem

Gute gefiel dem kriegsgewohnten Helden nicht, und bald finden wir ihn als Oberstleutnant unter Friedrich dem Großen wieder. Da aber der bayerische Erbfolgekrieg nur in einem Einmarsch Friedrichs II. in Böhmen bestand, so war es dem Vater Schill nicht vergönnt, neuen Kriegsrühm zu ernten, und er erhielt seinen Abschied mit einer kleinen Militärpension.

Inzwischen war Johann Georg von Schill auf dem Gute Wilmsdorf bei Dresden am 6. Januar 1776 ein Sohn geboren, der den Namen Ferdinand erhielt, und den das Schicksal dazu bestimmt hatte, in Deutschland den ersten kühnen Vorstoß gegen Napoleon zu wagen. Der Vater Schill war bald nach der Geburt des Knaben nach Preußen, in das Gebiet seines neuen Kriegsherrn, übergesiedelt und hatte das Gut Nieder-Sodow bei Rosenberg in Schlesien erworben. Hier in ländlicher Einsamkeit verlebte der Knabe seine erste Jugend, und so wird dieses Gut oft fälschlich für seinen Geburtsort gehalten.

Trotzdem sich Ferdinand von Schill nach der Meinung seines Vaters wenig für den Soldatenberuf eignete, wurde er doch im Oktober 1790 nach der Sitte der damaligen Zeit als Fahnenjunker beim braunen Husarenregiment von Groeling angemeldet, und kurze Zeit darauf wurde er auch schon in den Listen des Regiments geführt.

Als er das vorschriftsmäßige Alter erreicht hatte, trat er als Fahnenjunker in das Regiment, wo er wegen seines träumerischen Wesens kein rechtes Verhältnis zu den Kameraden fand. Man verspottete ihn, man neckte ihn, und immer mehr zog sich der junge Leutnant vom Verkehr mit seinen Kameraden zurück.

Da kam das Jahr 1806. Die unglückliche Schlacht bei Auerstädt wurde geschlagen, und nun regte sich das Blut seiner Vorfahren in Schill; aus dem Träumer wurde ein Held, der sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte unseres Vaterlandes erworben hat.

Bei Auerstädt verwundet, war er nach Magdeburg geflohen, aber als er hörte, daß das Festungskommando an Übergabe dachte, setzte er seine Flucht weiter nach Kolberg fort, wo er im Hause des Senators Westphal Genesung fand. Hier in Kolberg wurde der einfache Leutnant zu einem Volkshelden, obgleich er von dem damaligen Kommandanten Kolbergs Loucadu wenig oder gar keine Unterstützung fand, und manch tollkühnes Reiterstücklein wurde von ihm erzählt. Zwei derselben werde ich anführen:

1. Wie Schill die Franzosen in Massow aus den Betten holte.

Der französische Oberst Mestram reiste in Pommern umher und kündigte an, daß ein großes französisches Heer im Anmarsch sei, um Pommern zu besetzen.

Nun wurden Lieferungen ausgeschrieben, und die Behörden, denen die Angst im Nacken saß, schleppten zusammen, was sie konnten.

Das war unserm Schill recht lieb; denn er meinte, es wäre dem Hafer gleich, ob ihn preussische oder französische Pferde fraßen. Er nahm daher alle Vorräte an Hafer, Schwaren und Bekleidungsstücken mit sich und brachte sie nach Kolberg.

Wo sind aber die Franzosen?  
In Greifenberg sollen sie sein. Schill, von sechs Kürassieren begleitet, ist wie der Wind in Greifenberg. Keine Spur von Franzosen.

In Raugard sollen sie sein. Schill kommt nach Raugard, und — auch dort ist das Nest leer.

In Massow sind sie bestimmt," sagt man ihm. Schill eilte nach Massow, und er fand sie in der Tat. In der Dunkelheit rückte Schill in Massow ein; die Franzosen bemerkten ihn nicht, denn die Herren Offiziere schlafen wie die Matten in den Betten der Landjunker, und die vier Reiter, die sie bei sich haben, schlafen noch fester im Pferdehals.

Schill nimmt ihnen, ohne daß sie es merken, Waffen und Uniformen weg; dann läßt er den Trompeter ein furchtbares Getöse anstimmen. Erschreckt fahren die Herren Franzosen aus ihren Betten und denken, der jüngste Tag bricht an. Sie wollen sich wehren, aber — ihre Waffen und Kleidungsstücke sind fort, und so müssen sie, wie der liebe Gott sie erschaffen hat, um Pardon bitten.

Im Triumph führt Schill sie nach Kolberg.

## 2. Wie Schill den verräterischen Wirt bestraft.

An der Nordwestseite Kolbergs zwischen Ostsee und Persantemündung liegt die „Maituhle“, ein Gehölg, das heute zu anmutigen Anlagen umgewandelt ist. In dies Gehölg, dessen westliche Seite unter dem Schutze der Festungsanionen lag, hatte sich Schill mit seinen Husaren geworfen, für die belagernden Franzosen ein äußerst unbequemer Nachbar.

An der äußeren Seite der Maituhle lag die Gastwirtschaft Grünhaujen, wo Schill oft sein Abendbrot aß, gewöhnlich allein. Eines Abends — es war bereits dunkel — erwartete ihn draußen die Hausmagd, die ihn in großer Erregung bat, am folgenden Abend nicht wiederzukommen, der Wirt sei bestochen und wolle ihn dem Feinde überliefern.

Schill beruhigte das Mädchen und schärfte ihm ein, sich nichts merken zu lassen, alles andere werde er schon machen.

Am andern Abend erschien Schill wie gewöhnlich, nur etwas später als sonst. Eben hatte er sich zum Abendbrot niedergesetzt, als er sich plötzlich von einer Anzahl Franzosen umringt sah, deren Führer ihn aufforderte, sich zu ergeben.

Schill blieb ruhig sitzen und deutete stumm nach Fenstern und Türen, an denen überall preussische Husaren sichtbar wurden. Die Franzosen waren im Nu überwältigt und entwaffnet. Den verräterischen Wirt ließ Schill kurzerhand erschießen. Die Magd, von vielen Seiten reich beschenkt, heiratete nach dem Kriege einen ehemaligen Schillschen Husaren.

So wurde Schill bald volkstümlich, und sein Ruf

drang bis zum König, der ihn als Anerkennung für seine Dienste zum Rittmeister und bald darauf zum Major und Regimentskommandeur in Berlin beförderte.

Nun war Schill in Berlin und hatte ein großes Wirkungsfeld; aber sein Tatendurst ließ ihm keine Ruhe, und als er von verschiedenen Seiten Zuschriften erhielt, die ihn beschworen, das Vaterland zu retten, da beschloß er, den Anfang zu machen und eine allgemeine Erhebung einzuleiten.

Am 28. April 1809 ließ er sein Regiment zu einer Übung durch das Hallische Thor ausrücken. Unterwegs wurde Halt gemacht. Schill zog eine ihm von der Königin geschenkte Brieftasche hervor, und nun eröffnete er den Soldaten und Offizieren seinen Plan, auf Magdeburg zu marschieren. Alles jubelte ihm zu.

Aber das Glück war Schill nicht hold. Magdeburg fiel nicht, das Treffen bei Dödenborf gegen die Magdeburger Besatzung war für ihn höchst verlustreich, und sein Aufruf an die deutsche Nation, in dem er seine Pläne klarlegte, hatte keinen Erfolg. So blieb ihm nichts anderes übrig, als mit Ehren zu sterben, und der letzte Akt des Trauerspiels vollzog sich in Stralsund, wo Schill, wie er selbst sagte, das Ende herbeiführen wollte.

Am 25. Mai vormittags 10 Uhr rückte Schill in Stralsund ein. Nach einem kurzen Gefecht am Neuen Markt, bei dem er selbst leicht verwundet wurde, machte er sich zum Herrn der Stadt. In größter Eile wurden die Mauern, die zum Teil verfallen waren, ausgebessert und in einen verteidigungsfähigen Zustand gebracht. Wirkliche Unterstützung fand er dabei von einem Zeichenlehrer Peterson, einem früheren Artillerieoffizier.

Eines hatte Schill bei der Wahl Stralsunds übersehen — und hier zeigte sich wieder der Träumer —, daß er die Stadt gar nicht mit einer so geringen Besatzung halten könne, und es ihm nicht möglich sein würde, Reserven für die getöteten oder verwundeten Soldaten aufzubringen.

So kam der 31. Mai des Jahres 1809 heran, an dem der Sturm gegen Stralsund von den vereinigten Dänen und Holländern unter Führung des französischen Generals Gratien unternommen wurde.

Der erste Angriff erfolgte gegen acht Uhr auf das Tribseer Thor. Da dieses standhielt, wurde der Hauptangriff gegen das schwach besetzte Knieper Thor gerichtet. Nach einer Stunde gingen die feindlichen Truppen zum Sturm über, und nun verlor Schill den Kopf und die kühle Überlegung, die ein Führer in solchen Augenblicken der Gefahr haben muß.

Er faßte den Plan, einen Ausfall zu wagen, gab ihn aber zunächst wieder auf und unternahm den Ausfall erst, als es zu spät war. Dann wollte er das Zeughaus mitsamt der Stadt in die Luft sprengen, aber die Ratsherren weigerten sich, brennbare Stoffe zusammenzutragen zu lassen.

Inzwischen waren die Feinde in die Stadt gedrungen. Schills Truppen waren in den Straßen verprengt, und er selbst irrte planlos in der Stadt

umher. Da suchte er, um dem Feind nicht lebendig in die Hände zu fallen, den Tod.

Über sein Ende erzählt der zeitgenössische Biograph Reyher folgendes: „Schill, ohne Begleitung von dem Führer nach dem Alten Markt reitend, nähert sich auf diesem Wege einem Brunnen, an welchem zwei holländische Infanteristen mit einem Schillianer beschäftigt sind. Wie der letztere in der Ferne seinen Chef erkennt, ruft er: „da ist Schill,“ worauf die Holländer nach ihren Gewehren greifen und diese auf Schill ab-

feuern. Eine der beiden Kugeln, welche ihm durch den Kopf geht, streckt ihn tot zu Boden. Den Säbelhieb hatte man ihm wahrscheinlich beigebracht, nachdem er schon gefallen war.“

Der Leiche Schills wurde von einem holländischen Arzte der Kopf abgeschnitten und an Jérôme Napoleon als Siegeszeichen gesandt. Sein Leib wurde auf einem mit Stroh bedeckten Wagen lang- und klanglos zu Grabe gefahren und ohne militärische Ehren verscharrt. Wie einen Hund soll man ihn begraben, hatte Napoleon gesagt.

Seinen Leib konnte man töten, aber nicht den Geist, den er in Deutschland erweckt hatte.

### Einigeß von anno 49.

Man mag heute, in dieser greisenhaften Zeit, sagen, was man will: Für uns, für die damalige stürmische, gärende, brausende Jugend, für unfre freiheitsdurstigen, der Sonne aufgeschlossenen Seelen war die Zeit der badischen Revolution eine große, überaus erhabene, glückliche Zeit. Das Erwachen

des Volkes verfestete uns in einen unsagbaren Freudentaumel. Noch heute durchzittert es mein altes Herz mit Wonneschauern, wenn ich mich in stillen Stunden in jene süße Zeit zurückversetze. O, daß sie so kurz war, daß der holde Freiheitstraum so schnell zerrann!

Guter Leser, erschrick nicht! Ich war damals acht Jahre alt und die einzige Knechtschaft, die einzige Tyrannei, die mich drückte, das war die Schule und Meister Trummhold, der Lehrer, und sein langer Steden. Mit dieser Tyrannei aber war's damals vorbei. So-

lange die Freiheit siegte, litt es Herrn Trummhold vor Stolz und Freude nicht auf seinem Stuhle. Und als die Freiheit unterlag, blieb er ihm in Wehmut fern, denn er mußte als ehemaliger Hauptrevolutionär mit vielen andern sitzen. Kurz, wir hatten eben fast immer keine Schule und das war an der ganzen Revolution das Herrlichste und Wichtigste. Freiheit, die ich meine, nämlich mit acht Jahren und als Schulerbub.

Dagegen war alle Lage etwas los. Bald kamen Sol-

daten, bald Freischärler, bald Reiter, bald Kanonen, Sieger oder Besiegte, Mächtige oder Betrunkene. Es stürmte, es läutete, es trompetete, es trommelte, es schoß, es brannte, es drohte, es hoffte, es verzagte an allen Ecken und Enden. In der Schulstube besand sich erst ein Meldebüreau des Freiheitsheeres, dann ein Lazarett, übrigens nur von einem preussischen Hauptmannspudel besetzt, der von einem Pferd einen Tritt bekam; zuletzt schlug unser preussischer Wachtmeister von den Kürassieren seine Eskadronsamtsstube drin auf. Ich sollte die Ehre, aber nicht das Vergnügen haben, die nähere Bekanntschaft dieses hohen Herrn zu machen.



Worauf die Holländer nach ihren Gewehren greifen und diese auf Schill abfeuern.

Wie gesagt, während der glorreichen Revolution war alle Lage etwas los gewesen. Da kamen eines Tages die Helden der Freiheit aus der benachbarten großen Stadt und brachten außer Nordsträußchen ganze Ballen großer, roter Plakate mit; dazu Pinsel und Kleisteröpfe, und unser Herz hüpfte vor freudiger Erwartung hoch. O, wer so glücklich wäre, einen von diesen Pinseln und Papphasen zu erobern, wer diese herrlichen roten Papiere ankleben durfte!

In unserm Dorf lebte damals ein heruntergekommener früherer Metzger, genannt der Metzgerle. Für diesen Mitbürger nun brach mit der Revolution unermutet eine goldene Zeit an. Da gab's heut da, morgen dort zu saufen für die Freiheit, zu kratzeln fürs Vaterland, zu drohen und zu stehlen für den Magen; der Kerl führte verwegene Redensarten: Alles Hab und Gut werde jetzt „gedeeft.“ Die reichen Leute, die sich widersetzten, also vielleicht der und jener im Dorf, kämen an den Laternenpfosten. Und nach einigen Jahren, wenn die Patrioten ihren Besitz wieder verknopft und die Schinder wieder Reichthum angehäuft hätten, so würde wieder gedeelt und so weiter. Ja, das Metzgerle spielte mit seinem Maul plötzlich eine große Rolle, und auch herzhaftere Leute fürchteten sich vor ihm, weil sie ihn für einen verwegenen Kerl hielten, was er freilich nicht war. So konnte der Strolch mit einigen andern seines Gelichters eine Art von Schreckensregiment im Dorf ausüben. Die Schlingel redeten gleich vom Häuseranzünden, wenn man ihnen nicht zu Willen war, nicht Bier bezahlte, Mehl und Speck verkaufte — natürlich auf Borgs. Als es dann freilich hieß, die Preußen kämen und würden der Revolution ein Ende bereiten, da begann der Stern des Metzgerle langsam zu erbleichen, wie der Morgenstern, wenn die Sonne kommt. Doch suchte er sich einen guten Mut und andern einen tüchtigen Schrecken zu machen, indem er in allen Kneipen und auf allen Gassen die Preußen Lumpengesindel und elende Feiglinge nannte, Knechtepack, Sklavenseelen, die vor unsern begeisterten badischen Freiheitshelden sofort ausreißern würden. Wenn sie aber doch einmal in unser Dorf kämen, so werde er kurzen Prozeß machen: den ersten, der das Dorf beträte, werde er niederschießen wie einen Hund. Das schrie er hundertmal, und wir glaubten's ihm wohl. Denn der Metzgerle schien uns eine gewaltige Person, und wir haben erzählt uns mit Schauern von seinen Meinungen, Reden und Taten. Wir überlegten, ob wohl zehn Preußen mit dem kühnen Metzgerle fertig werden würden, und probierten es sogar, indem einer den Metzgerle markierte, zehn die Preußen. Unser Landsmann siegte stets.

Dieser Mitbürger hatte früher vom Revolutionskomitee auch das Anschlag der Plakate zugeeilt erhalten. Er rasselte dann mit seinen blechernen Schmiertöpfen und schrie: „Alleh her, ihr Buwe, mir wie alleh, un do hot jeder en Benschel un en Haffe, un jest mir wie angebabbt wie 's Dunnerwetter für die Freiheit. Aber, daß mer keener sei Nochnas dazu

habbt, sonst hebt die Schmeer net. Un hebe muß es. Bis uf de jüngste Tag solle die Tyranne davor zittere!“

Wir hätten den Metzgerle umarmen mögen. Wie hungrige Wölfe über die Beute, so fielen wir über die Schmiertöpfe her. Nach kurzem und hartem, aber siegreichem Kampf mit der Konkurrenz war ich im Besitz eines Pinsels und Topfes.

Nun aber los! An allen Hofstören klebte ich die Flammenschrift der Freiheit an. „Mitbürger! Deutsche Männer! Die Augen der Welt sind auf unser kleines Volk gerichtet. Ja, Mitbürger! Deutsches Volk, Europa!!! Wir haben es gewagt. Die ehernen Würfel des Schicksals sind gefallen. Siegen oder Sterben!! Tod oder Freiheit!! Hier stehen wir! Wir können nicht anders!! Der Gott der Freiheit helfe uns!!! Gebrochen sind schon die Ketten der Sklaverei, verjagt die Tyrannen, das Blut unserer Brüder, das heilige Opferblut dampft bereits gen Himmel, dem Gotte der Freiheit ein süßer Geruch!!“ usw. Zwar muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich damals mir nicht die Mühe nahm, auch nur ein einziges Plakat zu lesen. Ich war mit Ankleben zu sehr okkupiert, sah auch den Nutzen des Lesens nur insofern ein, als man den langen Stecken von Meister Trummhold dann weniger zu fürchten hat, wenn man lesen kann. Wo aber der Stecken ferne ist, da sei auch das unbefugte Lesen ferne. Also ich klebte die Zettel seelenvergnügt an die Hof- und Scheuertore unsrer Gasse. Die, welche mit uns befreundet oder verwandt waren, bekamen zwei Plakate, mein Vate sogar vier (ich hatte ihn besonders lieb); unser Hofstör wurde auswendig mit fünf Plakaten besetzt, inwendig ganz tapeziert, das Scheuertor innen und außen, sogar der Brunnenstock und schließlich das heimliche Gemach hinten am Stall. Mein Vater war ein guter Mann, der an mir große Freude hatte — damals noch — und mich mit Lachen gewähren ließ. Meine Mutter schalt zwar auf die Schmiererei, der Vater aber tröstete sie: der Regen werde schon wieder alles abwaschen.

So schmierte ich denn drauf los, bis mein Kleister alle war. Wäre ich damals Weltregent gewesen, ich hätte das Unverjün eigenhändig mit roten Papieren vollgellebt.

Das war einstweilen gut, und die roten Papiere bereiteten mir jeden Tag unendliches Vergnügen, zumal da sie gar nicht rasch abgewaschen wurden. Aber als wir eines Tages wieder draußen im Felde arbeiteten, sagte mein Vater plötzlich sehr düster: „Sucht einmal, da kommt was die Landstraße herunter. Was ist das?“

Wir schauten hin: eine lange Staubwolke, darin hin und wieder Reiter, blitzend wie feurige Cherubim und Seraphim: „Es sind preussische Kürassiere! Jetzt aber heim, jetzt hat die Revolution ein End'. Jetzt gibt's Einquartierung! Die Preußen verstehen keinen Spaß.“

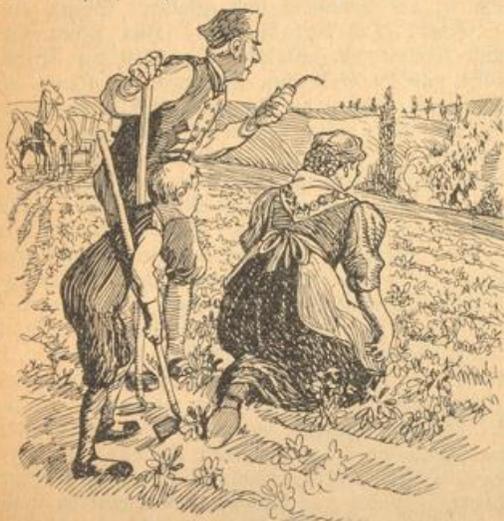
Wir stiegen eiligst auf den Wagen und rasselten noch vor den Kürassieren ins Dorf ein.

Bis die zwei stolzen Schwadronen langsam ins Dorf rückten, war ich schon bei ihnen. Vor dem Rathhaus hielten sie. Die Reiter schauten sich nach allen Seiten hin fröhlich um und lachten erwartungsvoll. Kein Mensch konnte ahnen, was es da zu lachen geben sollte.

Ein riesiger Wachtmeister stieg vom Pferde und ging auf eine alte Frau los.

„Na, Mutter, sagen Sie man, wo jeh't's hier bei det Mehjerle? So heeßt et doch woll, det alle Karnallje? Wat?“

Die Frau verstand kein Wort. Sie zweifelte, ob das überhaupt Christen seien, die so türktisch redeten.



Wir schauten hin: eine lange Staubwolke, darin hin und wieder Reiter.

„Na, Muttschen, Sie haben woll etwas Teig in die Ohren? Was? Wo wohnt det Mehjerle? det Mehjerle! det Meh - jarr - le?“

Weil er immer die Silbe „jarr“ betonte, verstand ihn die alte Frau immer noch nicht. Dagegen ging mir ein Freudenlicht auf: das ist der Mehgerle. Klopfenden Herzens, über meine Kühnheit selber am meisten erstaunt, rief ich: „Dort wohnt der Mehgerle.“

„Na, mein Junge, so zeig' mir mal eben sein Haus.“

Nie in meinem Leben war ich stolzer und war ich von meinsgleichen beneideter als in diesem Augenblick, wo ich dem Wachtmeister vorausging auf des Mehgerles Palais zu. Ich wußte nicht mehr, lief ich auf dem Erdboden oder schwebte ich im Himmel. Hintennach behaupteten die Buben, ich hätte dort so patzig dreingeschaut, daß sie mich deswegen gelegentlich noch verhauen mußten. Es war aber nicht wahr. Ich war nicht patzig. Ich war . . . ich weiß nicht mehr, wie mir war: Etwa so, wie dem siegreichen Kaiser, der in seine Residenz triumphierend einzieht, hunderttausend Augen auf sich gerichtet fühlend.

Also der Riese Goliath Wachtmeister ging auf das Häuschen zu, das ich ihm zeigte. Es hatte blutrote

Türpfofen wie die der Kinder Israels in der Passahnacht. Der Mann rüttelte an der roten Haustür. Das marode Häuschen zitterte wie daheim unser alter Schweinestall, wenn der Eber am Pfofen seinen Buckel reibt. Was wollte der verwegene Reiter wohl vom kühnen Mehgerle? Das geht nicht gut aus, wenn der Mehgerle zornig wird.

Eine leise Ahnung ging mir doch auf, daß die Sache für letzteren einen tragischen Hintergrund habe; daß des Mehgerles große preußenmörderische Aussprüche den Kürassieren verraten wurden und daß jetzt die kalte Rache nahe. Der Wachtmeister rüttelte indessen das Häuschen munter weiter, wie wenn's ein Pflaumenbaum wäre, die Dachziegel Pflaumen und er wollte sie herabshütteln und verzehren.

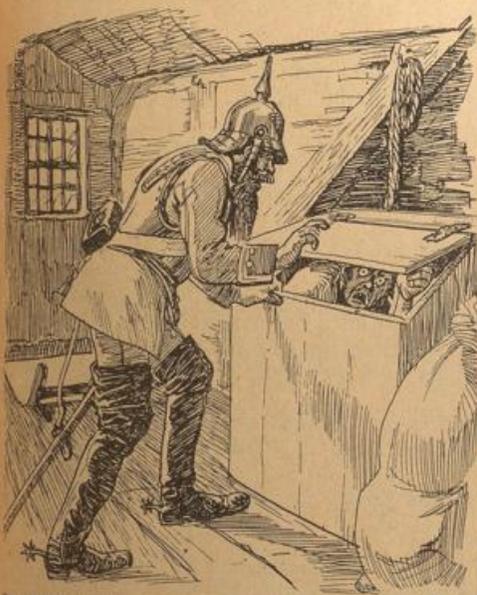
Aber nichts im Palais Mehgerle rührte sich. Der Kommandeur der belagerten Feste kam weder selbst, noch schickte er einen Parlamentär.

Der drohende Riese wurde jetzt ungeduldig und er erhob seine Stimme. Ein Stimmchen, so dünn, hoch und fein kam aus dem dick umbarteten Mund, daß wir uns wunderten, wie es überhaupt durch den schwarzen Wald durchdringen konnte. Des Mehgerles gewaltiges Wirtshausmaul war gegen dieses Stimmchen wie Gewittertosen, Schladendonner, Löwengebrüll gegenüber dem Anferluf.

„Mehjerle, Mehjerle,“ piepste der Riese, „die Preußen sind nun da. Ich möchte jerne von Sie totgeschossen sind. Machen Sie doch man die Bude uf und schießen Sie mir jesälligst tot. Nann, Männeten, wird's bald? Mehjäärle, he!“

Wir Buben, denen das Mehgerle stets als ein großer Held erschienen war, zitterten doch für das Leben des Preußen. Seht acht, er schießt aus dem Schlüßelloch — und bums, da liegt der Preuß. Aber unsre herzklöpfenden Befürchtungen zeigten sich als durchaus eitel, denn der Mehgerle ließ sich in seiner Festung mit nichten merken. Er machte keinen Ausfall, und bombardierte auch nicht aus den Schießscharten oder hinter den Fensterläden hervor. So wurde die Festung also gestürmt, das heißt die Haustür mit der Schulter eingedrückt und die Besatzung inwendig angegriffen. Im Mehlkasten auf dem Speicherlein fand der Wachtmeister den Feind sehr bald, denn dieser hatte in der Angst den Deckel zugeklapp't und bekam nun keine Luft mehr, so daß er trotz der sporentörenden und säbelkrassenden Gegenwart des Wachtmeisters den Deckel lüften mußte. Er war also wirklich entdeckt in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Wenn aber der geneigte Leser fürchtet, es werde sich nun in der dunkeln Speicherecke ein Männerkampf auf Tod und Leben entspinnen, der irrt sich sehr. Sondern als der Mehgerle durch die Deckelritze sah, mit welchem Ungeheuer von Mensch er es zu tun habe, klappte er schnell wieder zu. Denn er wollte lieber noch ersticken, als diesem Mordskerkel in die Hände fallen. Der Wachtmeister aber, als er sah, was da für ein kläglich Kerlchen in dem Kasten klemmte und das angstvolle Gesicht herausstrakte wie eine Schnecke aus ihrem Häuschen, hob

sachte den Deckel ab, packte das Metzgerle hinten im Genick am Rock und hob ihn heraus, wie man eine Auster aus der Schale hebt. So schob er ihn vor sich her die Treppe hinab und über den Rathausplatz. Ich muß sagen, daß es mir im Herzen recht weh tat; wenn man in der Jugend ein gutes Herz hat und einmal mit Ehrfurcht an einer heldenhaften Person hinaufschaut, und sei's auch nur der Metzgerle, so schneidet es schmerzlich in die Seele ein, wenn der kindliche Autoritätsglaube erschüttert wird. Und das war hier gründlich der Fall. Denn der süßne Metzgerle sah aus wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. So schlimm war es nun zwar nicht, wenigstens lachten die Reiter, daß sie fast vom Pferde fielen, als der Unglückswurm vor den Rittmeister geführt wurde. Nach kurzem Verhör kam er in Arrest, später auf Festung. Oft erzählte er, das sei die schönste Zeit seines Lebens geworden, denn auf der Festung habe er wieder meßgen dürfen und sei hoch angesehen gewesen, sogar beim General. „Metzgerle,“ habe der oft gesagt, „du bist ein Hauptkerl, ein Kerl wie ein Pfund Wurst!“ Doch soweit sind wir noch nicht. Als die Reiter endlich sollten in die Quartiere verteilt werden, entdeckte der kommandierende Rittmeister zufällig die roten Plakate, die ich an die Hofstore geklebt hatte.



Am Weisthore auf dem Speicherein fand der Wachtmeister den Feind.

Ich bemerkte es und dachte, nun noch ein besonderes Lob und Prämium zu kriegen für die festlich schöne Ausschmückung der Dorfstraße. Das Herz hüpfte mir wieder vor Freuden hoch. Aber es geht im Leben oftmals ganz anders, als man denkt. Denn der Rittmeister ritt direkt auf das Hofstor meines Vaters los und begann die großen Buchstaben und Ausdruckszeichen zu studieren.

„Donnerwetter,“ sagte er, „das ist ja ein ganz verfluchtes Freischärlernest. Na, denen wollen wir's austreiben. Wachtmeister.“

Der Riese, der unsern tapfern Metzgerle so siegreich überwunden hatte, galoppierte heran und fragte: „Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Sehen Sie hier diese roten Dinger? Hier ist eins, hier zwei, hier vier, Donnerwetter nich noch einmal, dort fünf. Soviel Plakate an den Toren, soviel Mann und Pferde ins Quartier. Abücken.“

Ich war glücklich! Wir bekamen fünf Mann, fünf Pferde, der gute Pate vier. Der wird mir dankbar sein bis in seinen Tod und wird's mir herrlich lohnen, im Testament lohnen (er hatte keine Kinder und war daher doppelt geliebt), daß ich ihm zu solchem Vergnügen verholfen habe! Freudestrahelnd flog ich barfuß voraus, der ganzen Gasse und besonders dem lieben Vater die frohe Kunde zu bringen: fünf Mann, und was für Kerle, jeder steckt in einem Eisenhasen oder in einem Ofen, wahrscheinlich um zu heizen, wenn es sie auf dem Gaul friert. Und fünf Säule! Andere kriegen nur zwei oder gar nur einen.

Mein Vater fiel fast in Ohnmacht. Die Jahre waren knapp, das Futter rar. Er zog schnell den Rock an und wollte aufs Rathaus. Aber da kamen auch schon die fünf Kerle in den Hof übers Pflaster getrappelt und an ihrer Spitze — o Entzücken — der wohlbekannte Wachtmeister mit dem langen Bart. Welch eine Wonne lag in der Hoffnung, mit diesem Manne nun unter einem Dach zu wohnen und näher bekannt zu werden.

Mein Vater wollte gegen die fünf Gewappneten protestieren, aber der Wachtmeister sang mit seinem hohen feinen Zwergstimmchen: „Lassen Sie man, verehrtestes Männchen. Wir sind im Krieg, verstehen Sie? Und wie jetan, so geföhnt. Je mehr Plakate, je mehr Soldaten. Nu jeben Sie mich Hafer, Heu und Stroh, aber nich zu knapp, sonst werden wir selbstn sehen, wo et liegt; Ihre Ackermähren, wenn Sie welche haben, stellen Sie man jefälligst in der Scheune und machen uns mittenmang Platz für die Ferde. Aber rasch, Männchen.“

Mein Vater brummelte heimlich, was ihm der Geist eingab, hielt aber doch für geraten, zu folgen. Bald war alles untergebracht.

Der Wachtmeister hatte, wie ich beobachtete, schon lange mit Staunen die vielen Plakate im Hof betrachtet, aber noch keins gelesen. Nun gelüftete es ihn aber, nach dem heimlichen Gemach zu gehen, welches hinter dem Stall ist. Und da der Mensch in dieser geruhigen Stimmung bekanntlich alles liest, was ihm irgend in die Hände fällt, und wenn's auch ein Versteigerungsprotokoll ist und er's schon seit acht Wochen täglich gelesen hat, so las auch der Wachtmeister jest meine Plakate. Donnerwetter, kam der mit einem roten Kopf heraus. Der Knecht trat gerade aus dem Stall.

„Hör mal, du Limmel,“ rief er dem Knecht zornig zu, und ich merkte, daß diese hohe, feine Stimme

durch den ganzen großen Hof drang wie eines Messers scharfe Schneide, „hast du den tollen Unsinn da überall anjellebt?“

„Was?“

„Nach die Ohren auf, du Rindsvieh, und stell dir ordentlich gerade hin, wenn ich mit dich rede, oder det olle Donnerwetter soll dir rejieren. Na ja, hast du det anjelleppst?“

„Nm,“ sagte der Niklaus, schüttelte den dicken Kopf und deutete auf mich: „der do.“

„Komm mal her, mein Sohn.“

„Wirklich? Mein Sohn?“ wendete er sich zu mir.

„Ja,“ sagte ich stolz.

„Doch die andern in der Gasse?“ . . . „Ja, alle.“

Das Ungeheuer lächelte wieder: „So, sehr scheen, mein Sohn.“

„Aha, dachte ich, jetzt krieg' ich das Lob doch noch.“

„Aber, lieber Junge, kannst du ooch lesen?“

„Ja. Geschrieben und gedruckt.“

„Na, det is ja sehr scheene. Hasto ooch jesehen, wat uf die verdammte rote Zettels da druf jedruckt steht?“

„Nein.“

„So.“ Und der Lange griff an sein rechtes Bein und zog eine gewaltig bieglame Reitpeitsche aus dem himmelhohen Stiefel. Mir wurde sehr bang, als ich das Instrument sah, und gerne hätte ich jetzt auf mein Lob und alles Weitere verzichtet. „Nu, merke dich, mein lieber Sohn, was ich dich sagen tu. Du sollst in deinem Leben nicht reden, wat de nich verstehst. Und du sollst in deinem Leben nicht unterschreiben, wat de nich jesehen hast. Verstehst du? Und sollst ooch nicht an die Wand kleben, wat de nich kennst. Verstehste?“

Ob ich verstand! Aber die Antwort hat der Riese nicht mehr abgewartet, sondern er gab seinen Ermahnungen einen praktischen Kommentar — Kommentar überflüssig; er zog mich, ohne um meine gütige Erlaubnis zu fragen, über das linke Knie und hieb mir den Ablativ windelweich.

„So, mein Junge, und nu bist du um eene Erfahrung reicher.“

D, an Erfahrungen wurde ich an jenem Tag reich wie ein Rothschild. Ich machte die Erfahrung, daß auch mein Vater mich noch durchhieb, als er erfuhr, in welchem mathematischen Verhältnis die Kürassiere verteilt wurden. Ich machte die Erfahrung, daß mein vierfach ausgezeichnete Pate auf den Hof stürmte und mir in die Haare fuhr, daß all unsere teure Verwandtschaft, der ich die Ehre eines doppelten Fremdenbesuchs verschaffte, mir ewige Feindschaft schwur, und daß mich schließlich die Mutter ins Bett schmiß, damit ich nicht von unserer empörten Sippe totgeschlagen wurde. Und um diese reichen Erfahrungen wollte mich nicht einmal jemand beneiden!

Was nützt mich aber ein Besitz, wenn nicht andere sich ärgern, weil ich ihn habe?

So waren ich und der Metzgerle an diesem ereignisvollen Tag sehr zu bedauern, wenn's auch niemand tat als — bei mir — meine gute Mutter. Mit dem Kürassierwachtmeister aber sind ich und

mein Vater doch noch gut Freund geworden. Es war ein trefflicher Mann und Soldat. Und ich ach hernach oft heimlich Kalk, daß mir übel wurde, weil ich gehört hatte, zur Knochenbildung brauche der Mensch besonders Kalk und Phosphor. Und ich wollte Knochen bekommen so lang, daß ich auch einmal ein Kürassier würde. Phosphorstreichhölzchen waren damals gottlob bei uns noch nicht gebräuchlich. Ich hätte sonst die Köpfschen abgeknabbert und übles Unheil angestellt.

### Die Bibliothek der Bäuerin.

Der alten Bäurin Bibliothek ist hinter Dem Stubenherd, in einer Mauernische. Dort liest sie auch; sie sitzt dort warm im Winter,

Und legt zu alten Schriften manche frische, Ein klein Gebetbuch liegt in diesem Spalte. Der Einband hat das Prefsgold längst verloren,

Und braungegriffen sind die Blätteröhren, Doch gerne trägt zur Messe es die Alte.

Das Büchelchen hat ihrer Sammlung schönen Beginn gemacht in fernen jungen Tagen; Dann, Bauers Frau, erhielt sie von den Söhnen

Und Töchtern Briefe: Bitten, Fragen, Klagen. Die Käthe steht in Dienst auf einem Gute; Sie schreibt ihr oft. Zu Neujahr und zu Pfingsten

Schreibt Peter auch; jedoch vom Franz, dem Jüngsten, Hat einen Brief sie nur, besetzt mit Blute. —

Geschrieben mit dem Naß der Schlachtfeldswunde,

Ist er ihr teurer, wie ihr eignes Leben; Der Mutter hat der Sohn in letzter Stunde Des Sterbens eine Nachricht noch gegeben. — Es ruht der Hof. Im Schlaf liegt das Gesinde.

Die alte Bäurin aber sitzt noch hinter Dem Herd und liest und liest — indes der Winter

Ans Fenster flocken wirft und kalte Winde. —  
Mandauer.

Es gibt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher achtgehakt und davon Vorteil gezogen.

Goethe.

So lange Menschen leben, wird neben dem Denker, der den Wandel der Gestirne berechnet, der Hirtenknaube stehen, der ihres goldenen Glanzes sich harmlos freut; und weit, wie die Gedanken dieser beiden, werden auch die Wege des Glückes auseinandergehen.

Crellsche.

